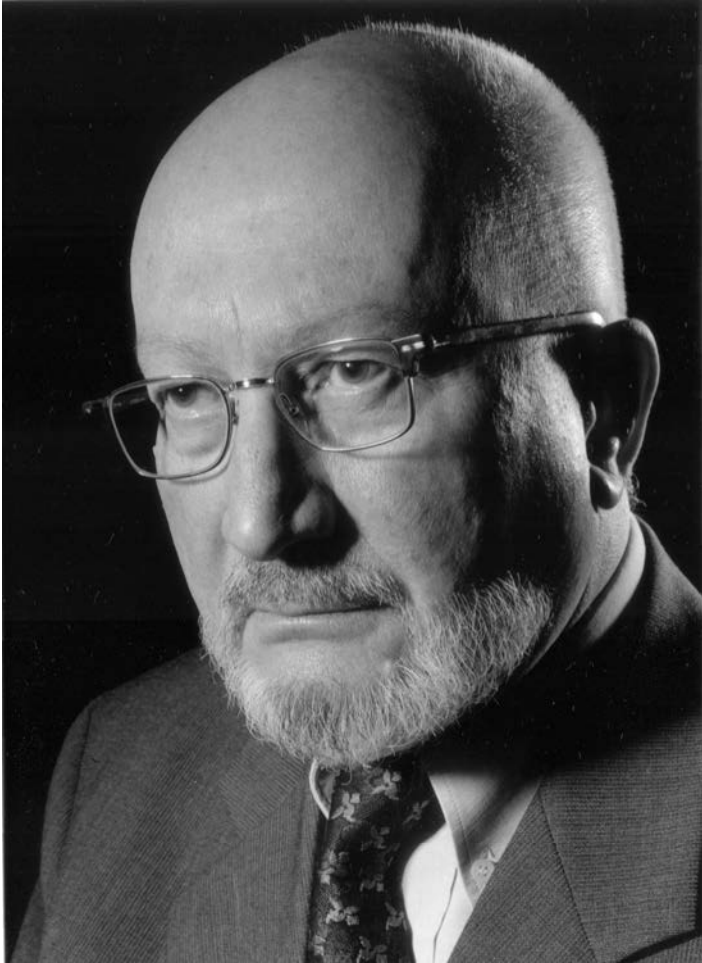


Ein großartiger Lehrer –  
Einige persönliche Erinnerungen an Ulrich Unger

(10. Dezember 1930 – 16. Dezember 2006)



Anlässlich der ersten Wiederkehr des Todestages von Ulrich Unger versammelten sich am 15. Dezember 2007 im Großen Übungsraum des Instituts für Sinologie und Ostasienkunde der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster Kollegen und Freunde aus Münster und anderen Universitätsstädten, natürlich auch ehemalige Schüler und jüngere Studenten, um seiner zu gedenken.

Sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Sinologie im Münster, Professor Dr. Reinhard Emmerich, hatte dazu eingeladen, nachdem er bereits einen würdigenden Nachruf auf Ulrich Unger veröffentlicht hatte (*Orientierungen* 1/2007, 151–160). Jetzt setzte Ungers alter Freund und Kollege aus schon Leipziger Zeiten, der ehemalige Bonner Sinologie-Ordinarius Professor Dr. Rolf Trauzettel, sich in einem Gedenkvortrag mit seinem wissenschaftlichen Werk auseinander: freundschaftlich-kritisch, wie geziemend. Hoffentlich veröffentlicht er diese Darlegungen bald in irgendeiner Form. Den wissenschaftlichen Vortrag hielt Ungers Schülerin Dr. Barbara Meisterernst über ein Thema der altchinesischen Grammatik, wie angemessen. Vor allem eine weitere Schülerin, Dr. Barbara Geilich, hatte zustandegebracht, daß an diesem Tage auch ein nachgelassenes Werk von U.U., wie er unter Schülern oft genannt wurde, der Festversammlung vorgestellt werden konnte: „Abriß der Literatur des chinesischen Altertums“. Es handelt sich dabei um die Wiedergabe einer Vorlesung – und auch die läßt bereits ahnen, was manche Besonderheit der akademischen Lehre von U.U. ausmachte.

„Einem kleinen Jungen ziemt nicht (...)“, lautete eine so charakteristische wie unvergeßliche Wendung in dem „Lehrgang der klassischen chinesischen Schriftsprache“ von Erich Hae-nisch, den U.U. schon während seiner Studentenzeit mitgestaltete und der Generationen von deutschen Sinologen in das schwierige „Klassisch“ einführte. Noch als er seine eigene „Einführung in das Klassische Chinesisch“ herausbrachte, zunächst – wie vieles – als seminarinterne Handreichung, stand er unter diesen frühen Einflüssen. Mir, der ich sein erster Schüler war, steht nicht gut an, meinerseits noch einmal auf dieses wissenschaftliche Lebenswerk einzugehen. Auf vielerlei Arten ist mein Leben mit seinem beinahe ein halbes Jahrhundert verbunden gewesen. Trotz meines gegenteiligen Ratschlags ließ er sich nicht nehmen, an einer mir zugedachten Feier am 30. September 2006 in Hamburg teilzunehmen, obwohl ihn manche „Unpäßlichkeiten“ – wie er, Besorgnisse beschwichtigend, sagte – plagten. Wenige Tage nach der Rückkehr aus Hamburg fiel er in ein tiefes Koma, und der Tod war nicht fern.

Angesichts dessen erscheint mir nicht angebracht, U.U. einen förmlichen Nachruf zu widmen. Zwar hat es zwischen uns an Distanzen – der Wesensart, auch der wissenschaftlichen Haltungen und Interessen – nie gefehlt, doch die Distanz, die diese sehr spezifische literarische Form des Nachrufs verlangt, möchte ich mir nicht abverlangen. Manchmal habe ich diese altchinesischen Gelehrten und Literaten bewundert, die ihren Lehrern, Freunden und Verwandten fein ziselierte Gedenkschriften widmen konnten. Mein Interesse für die solchen Gedenken gewidmeten Gattungen der traditionellen chinesischen Literatur hat sich – das sei schon angedeutet – in der Abkehr von U.U.'s forschender Neugier ausgebildet, doch angeregt wurde es durch seine Forschungen zur Epigraphik der frühen Chou-Zeit – und manche Bereicherung meiner Lektüre solcher Sepulchral- und Gedenktex-te aus dem China des 1. Jahrtausends n. Chr. verdanke ich seinem Hinweis auf deutsche „Leichenpredigten“ aus dem 17./18. Jahrhundert.

An einige Alltäglichkeiten des Lebens – als Student und Assistent – mit U.U. möchte ich mich erinnern. Hinter dem wissenschaftlichen Werk, das dokumentiert bleibt, gerät die Persönlichkeit eines leidenschaftlichen Forschers, der Unger immer war, leicht in Vergessenheit. Gerade diese ist aber entscheidend für einen anderen Teil eines solchen Forscherlebens: die akademische Lehre. Freiburg im Breisgau und Münster in Westfalen waren die beiden Stationen akademischer Lehre, die ich mit U.U. erlebte, zwanzig Jahre lang. Vielleicht sind solche Erinnerungen auch sinologiegeschichtlich interessant, denn in diesen Jahren entstanden auch an weiteren Universitäten Standorte für das Fach Sinologie, unter

wechselnden politischen Rahmenbedingungen. Viele Rückbesinnungen auf diese Entwicklungen wären wohl notwendig.

Erstmals begegnet bin ich U.U. in dem düsteren Übungsraum des Sprachwissenschaftlichen Seminars im Hauptgebäude der Universität Freiburg, früh im Mai des Jahres 1960. Er hatte eine Vorbesprechung „Einführung in das Chinesische“ angekündigt. Ich erwartete eine professorale Gestalt, und den ansehnlichen jungen Mann, der dort herumstand, mochte ich nicht ansprechen. Ich war erst vor einem halben Jahr „in den Westen“ gekommen und kannte dessen Umgangsformen nicht, zumal nicht die universitären an meinem ersten Tag in einer solchen seit Kindheitstagen verklärten Institution, und ich wußte natürlich auch nicht, daß er erst 1958 aus Leipzig nach hier gekommen war. Nach Ablauf des akademischen Viertels räusperte sich dieser junge Mann auf eine Weise, die er beibehalten sollte – und ich erklärte, daß mich das Chinesische interessiere. Ich war der einzige Interessent geblieben.

Der Kalte Krieg zwischen Ost und West befand sich auf einem Höhepunkt: Der sowjetische Ministerpräsident Nikita Chruschtschow hatte 1958 erklärt, West-Berlin solle eine Freie Stadt werden; Mao Tse-tung hatte China den Großen Sprung verordnet; in Vietnam begann im gleichen Jahr die große Offensive des kommunistischen Nordens gegen den Süden. Viele Einzelheiten wurden darüber nicht bekannt, doch eine „Achse der Bösen“ verband nach hiesiger öffentlicher Meinung jene fernen Regionen, und China wurde das „Land der blauen Ameisen“ genannt, nach den standardisierten Arbeitsanzügen. Ich hatte schon in meinen DDR-Zeiten auf dem Dorfe Zeitungsartikel über asiatische Länder gesammelt, vor allem solche über die jenseits des Ural gelegenen Republiken der „ruhmreichen“ Sowjetunion, auch deutschsprachige Sendungen ausländischer Rundfunkstationen auf Kurzwelle abgestöbert. U.U. hingegen hatte während seiner Zeit in Leipzig herausragende Persönlichkeiten kennengelernt und nicht nur kennengelernt: Wissenschaftler mehrerer Fächer, auch Literaten – unter anderem den nachmals berühmten Uwe Johnson aus meinem Pommern. Für die Festschrift für den Indologen Friedrich Weller, später als „Weller-Bibel“ gerühmt, trug er einen seiner ersten Aufsätze bei: Ansätze zu einer Textkritik des chinesischen Klassikers *Shih-ching*, „Buch der Lieder“. Bis heute gibt es eine textkritische Edition nicht.

Das erste Semester „Chinesisch“ – was wußte ich von den Unterschieden zwischen Gegenwartssprache und Klassischem und Literarischem Chinesisch! – blieb mit einer Darstellung von Grundzügen der Grammatik der gegenwärtigen Umgangssprache angefüllt. Schon nach der ersten Stunde schwirrte mir der Kopf: tenuis, Aspiration, Labiale, fricativae usw. Trotz beschränkter Mittel mußte ich mir erst einmal ein Fremdwörterbuch kaufen, doch ich hatte auch begriffen, daß er mich Burschen anscheinend als intellektuell gleichrangig betrachtete. Das zweite Semester begann dann mit einer Lektüre des berühmten „A-ch’iu cheng-chuan“, „Die Wahre Geschichte von A-ch’iu“ von Lu Hsün. Für das ihm angemessene Verständnis der ersten beiden Sätze brauchte ich, peinlicherweise, eine halbe Doppelstunde, doch in der zweiten Hälfte ging es etwas besser. Die erste Seite dieses vielleicht großartigsten Werks der chinesischen Literatur des 20. Jahrhunderts kann ich noch immer auswendig. Ich wußte nicht, daß U.U. in seiner DDR-Zeit eine Übersetzung unter Pseudonym veröffentlicht hatte. Später hat eine Magistrandin von mir Übersetzungen dieses Werkes ins Deutsche untersucht, und ich meine noch heute wie er, daß der Name der Titelgestalt, dieses chinesischen Herrn Jedermann, korrekter als „A-kuei“ wiederzugeben ist.

Freiburg und seine Albert-Ludwigs-Universität waren damals Stätten der Beschaulichkeit, und U.U. wohnte mit seiner kleinen Familie in dem noch beschaulicheren Bad Krozingen. Die

Universität war nach dem Muster der später vielgescholtenen Ordinarien-Universität strukturiert, in welcher diese Ordinarien-Professoren ganz oben standen und die Geschicke der Universitäten bestimmten, während alle anderen, Lehrende wie Studierende, über keinerlei Einflußmöglichkeiten auf die Geschicke ihrer Universität verfügten. Nicht wenige dieser Ordinarien waren bestrebt, das Fächerspektrum ihrer Fakultäten den Veränderungen der Welt nach dem 2. Weltkrieg anzupassen und dieses zu erweitern. In den geheimnisvollen Dunstkreisen der wöchentlichen Fakultätssitzungen dieser Ordinarien, die gemeinhin bis Mitternacht tagten, war beschlossen worden, nach und nach auch das Fach Sinologie in Freiburg aufzubauen. Zu den Förderern zählte jedenfalls der Politologe Arnold Bergstraesser, der sein Fach mit klugem Bedacht „Wissenschaftliche Politik“ genannt hatte, nicht Politikwissenschaft oder ähnlich.

Das Lehrangebot in der Sinologie, die zusammen mit der Indologie bald dem Orientalischen Seminar als Abteilung für Süd- und Ostasien angegliedert war, blieb jahrelang karg. Außer U.U. stand hierfür ein gewisser Paul Shih-yi Hsiao als Lehrbeauftragter zur Verfügung, obwohl er den Professorentitel führte. Er übernahm bald die Einführungen in die Gegenwartssprache und hielt abwechselnd Vorlesungen über Konfuzius und Lao-tzu, die vor allem ältere Damen besuchten. Unter Arnold Bergstraesser wirkte neben dessen zahlreichen herausragenden Assistenten auch der Chinaspezialist Gottfried-Karl Kindermann, der sich in seinen Lehrveranstaltungen aber vor allem taiwanorientiert darstellte. Bis zur Mitte der 1960er Jahre waren wohl nie mehr als zehn Studenten für das Fach Sinologie eingeschrieben, zeitweise auch einmal eine Studentin.

Nicht nur in seinen Lehrveranstaltungen setzte U.U. bei seinen Studenten viel voraus. Jenseits seiner Lehrveranstaltungen ließ er sie an seinen weitgespannten nichtsinologischen Freuden teilhaben – in Literatur, Kunst und Musik. In materieller Hinsicht dürften seine Lebensumstände noch verhältnismäßig bescheiden gewesen sein, doch nach den Beschränkungen seiner Leipziger Zeit genoß er die neuen Freiheiten. Wann immer er ein Buch oder eine Schallplatte erworben hatte, führte er sie seinen Studenten vor, mit den notwendigen Erläuterungen. Viele solcher Augenblicke haben meine Erinnerungen unauflöslich bewahrt – so diejenigen, nachdem er seine Faszination durch die italienische Oper entdeckt hatte und sich an neuen Platten, etwa mit Jessy Norman oder Leontyne Price entzückte. Diese entsprachen meinem Naturell weniger, doch eine Aufnahme der „Nächte in spanischen Gärten“ von Manuel de Falla, mit Cembalo statt dem üblichen Klavier, werde ich nie vergessen. Ich habe sie seit seiner Vorführung nie mehr gehört.

Einmal lud er seine Studenten zu einem gemeinsamen Theaterbesuch nach Basel ein. Das Theater dort – viel moderner ausgerichtet als das behäbige Stadttheater von Freiburg – führte Ballette zu moderner Musik auf, vor allem von Strawinsky: „Sacre“ und „Feuervogel“. Vorab war natürlich eine Einführung durch U.U. in diese ungewohnt moderne Musik notwendig gewesen. Seine Frau Reingard Unger, eine promovierte Ägyptologin, die an der Universität Basel wirkte, hatte die Karten besorgt, und diese Einführung fand dann auch in ihrer gastlichen Wohnung statt. – Wohl alle seine Studenten haben die Begeisterungen von U.U. für die Literatur und die „schönen“ Künste stark geprägt. Wahrscheinlich dilettierte er auch in diesen Bereichen, und später schuf und druckte er Holz- und Linolschnitte, lernte sogar eine zeitlang das Dudelsack-Spiel.

Überhaupt, Basel! Im Vergleich mit Freiburg war das eine Großstadt, und es gab sogar ein exotisch anmutendes „Café Tropic“, während in Freiburg gerade die erste Pizzeria und das erste China-Restaurant, am Karlsplatz gelegen, eröffneten. Ungers Jungsinologen zählten, auf

seine Einladung hin, zu den ersten über diese seltsame Kost verwunderten Gästen. Basel hingegen war viel weltläufiger, und in dem berühmten Antiquariat „Erasmushaus“ dort widmete sich U.U. dem Aufbau einer Sammlung von Graphiken. Der kleine Student konnte in ihm immerhin schon einmal ein stattliches Konvolut von reich illustrierten Auktionskatalogen für Graphik erwerben und durch dieses Grundlegungen für eigene Vorlieben schaffen. Darüber hinaus verfügte die Universitätsbibliothek Basel über eine ansehnliche Sammlung von China-Literatur. So wurden regelmäßige Fahrten nach dort unerlässlich, und sie kosteten mit dem Bus ja auch nur fünf Mark. – Studenten damals verfügten monatlich ungefähr über 200, 250 Mark, meistens von den Eltern. Die „Studentenbude“ bei einer „Zimmerwirtin“ beanspruchte wenigstens 50 Mark davon, und als die erste Tschibo-Filiale, in Uni-Nähe, einen Kaffee ausschenkte, kostete der 20 Pfennige: häufig in den Mittagspausen. Zu festlichen Gelegenheiten ließ sich auch ein Besuch im „Pfannkuchenhäusle“, nicht aber im China-Restaurant oder in der Pizzeria, finanzieren: 2 Mark bis 2 Mark 50, je nach Belag. Nicht selten lud Unger seine Studenten zu einer Bratwurst auf dem Markt am Münster ein – wie heute mit vielen Zwiebeln, aber mit schmackhafteren Brötchen damals.

Die Bibliothek der Abteilung für Süd- und Ostasien in Freiburg wuchs nur langsam, denn die Mittel waren knapp. Alle Standardwerke der westlichen Sekundärliteratur ließen sich nur mühsam und nach und nach antiquarisch beschaffen, chinesische Quellenwerke waren nur über maßgebliche Buchhandlungen in Hongkong erhältlich. Sonstige Hilfsmittel waren kaum vorhanden, und das K'ang-hsi-Wörterbuch aus dem 18. Jahrhundert zählte noch zu den unerlässlichen. Auch unter diesen Gegebenheiten bildete U.U. allmählich sein persönliches Fachverständnis als das einer „Klassischen chinesischen Altertumskunde“ aus. Keineswegs verschloß er sich aber neueren Entwicklungen. Arnold Bergstraesser gründete seine „Arbeitsstelle für kulturwissenschaftliche Forschung“, die sich Entwicklungsländer-Studien widmete und nach seinem Tode im Jahre 1964 nach ihm benannt wurde. An deren Arbeit wirkte U.U. beratend mit und förderte meine Mitarbeit bei dem Aufbau von deren Bibliothek. Bald konnte Bergstraesser auch den Asien-Historiker Emanuel Sarkisyanz von Kiel nach Freiburg holen. Er bereicherte die damalige Asien-Kompetenz Freiburgs, wie man heute sagen würde, gewaltig – und wurde dank seines Kenntnisreichtums und seiner persönlichen Eigenheiten in Freiburgs akademischer Welt bald legendär.

Diese akademische Welt, genauer: die Universität, bildete damals den Lebensmittelpunkt eines Studenten. Das bedeutete auch, daß er jenseits der gewählten Studienfächer bei den bekannt herausragenden Professoren deren Vorlesungen anhörte. In Freiburg waren das neben anderen der Historiker Gerd Tellenbach, der Romanist Hugo Friedrich, der Germanist Walter Rehm, und nicht nur die Studenten saßen in deren großen Vorlesungen, auch über Fakultätsgrenzen hinweg, sondern auch die eigenen Assistenten und solche aus anderen Fächern. In diesen Vorlesungen wurde das Erleben der universitas beinahe sinnlich spürbar.

Höhepunkte anderer Art waren die Junior Sinologues Conferences, die alljährlich stattfanden. U.U. nahm mich – ab dem sechsten Semester waren auch Studenten zugelassen – zu denen in Breukelen, Turin und Bordeaux mit. Diese Konferenz war in der Nachkriegszeit ins Leben gerufen worden, mit dem in England wirkenden Holländer Piet van der Loon als spiritus rector, um die durch die Nazi-Zeit und den Weltkrieg zerrissene europäische Sinologie zusammenzuführen. Ihrer Bezeichnung ungeachtet, waren nicht nur Jungsinologen zugegen. Das „Junior“ deutete eher auf den Wunsch nach Neuanfängen in diesem Fach hin. Ein System von local representatives sorgte dafür, daß nur Personen mit ausgewiesenen fachlichen

Qualifikationen oder Interessen teilnahmen. U.U. pflegte bei diesen Konferenzen stets ein Referat zu halten, das er in der Regel erst eine halbe Stunde vor dem dafür vorgesehenen Zeitpunkt niedergeschrieben hatte.

Zahlreiche Große der europäischen Sinologie waren bei diesen Konferenzen zu bewundern. Aus den USA war nur selten jemand vertreten: kein Wunder angesichts des noch wenig ausgebauten Luftverkehrs. Aus den Ländern des sogenannten Ostblocks erhielten nur gelegentlich herausragende Fachvertreter die Erlaubnis ihrer Behörden, an ihnen teilzunehmen. Der polnische Grandseigneur Janusz Chmielewski zählte zu ihnen, auch der begeisterte Tscheche Jaroslav Prusek, der die Betrachtung der chinesischen Gegenwartsliteratur in der Sinologie verankert hatte. Auch Forscher aus der Volksrepublik China wurden stets eingeladen, doch sie antworteten nie. Stets waren aber einige chinesische Wissenschaftler, die in Europa lebten, zugegen, aber nur wenige. Als einmal eine sehr ansehnliche und noch junge Chinesin teilnahm ... nein, nicht alles an Unvergeßlichkeiten muß überliefert werden! Die Konferenz-Begegnungen dienten eben nicht nur der Vorstellung neuer Forschungen und wissenschaftlichen Gesprächen. Sie waren auch Anlaß für gesellige Begegnungen.

In Breukelen, bei Utrecht gelegen, tagte diese Konferenz, wohl im Jahre 1963 oder 1964, in einem alten Wasserschloß. Unvergessen blieben manche persönlichen Eindrücke. Der junge Professor Günther Debon aus Heidelberg war zugegen und hatte – wie auch U.U. – seine Ehefrau mitgebracht. Offenbar war das Paar noch jung verheiratet. Wenn nach einem Vortrag die großen Flügeltüren, die zum Schloßpark führten, geöffnet wurden, waren die beiden Debons schnell im Park. Artig bot Debon sofort seiner Gattin den Arm, und so schritten sie gemessen durch den Park, bis der nächste Vortrag nahte. Nach den Vorträgen, am Abend und in der Nacht wurden die Gespräche im schönen Schloßkeller fortgesetzt – bei Strömen von Genever, einem bekömmlichen Schnaps. Erreichte die Stimmung dann nach Mitternacht ihren Höhepunkt, führten die beiden Holländer Jan Fontein und Erik Zürcher schon einmal eine irrsinnig komische „Russian-Chinese Opera“ auf.

Solche Ungezwungenheiten gefielen nicht allen wohl, auch nicht die Beliebtheit der Fachvorträge, denn jeder Referent berichtete einfach aus seinem Forschungsgebiet. Der Ruf nach einem alljährlich neuen thematischen Rahmen für diese Konferenzen kam auf, besonders von den französischen Jungsinologen in Bordeaux vorgetragen. Gerade hatte ihr Staatspräsident, General Charles de Gaulle, angeordnet, daß französische Wissenschaftler auf internationaler Ebene französisch zu sprechen hätten. Als ihr Landsmann Jean Chesneaux, durch seine Vietnam-Erlebnisse Kommunist geworden, in seinem lebenswürdig französisch artikulierten Englisch einen Diskussionsbeitrag leistete, buhten ihn seine Landsleute gnadenlos aus. Diese schöne Institution der Junior Sinologues hatte sich anscheinend überlebt, und auch sonst zeichneten sich an den Universitäten neue Entwicklungen ab.

Unger arbeitete damals hauptsächlich an seiner Habilitationsschrift: „Epigraphische Studien zu den West-Chou“. Nur wenige Fachkollegen werden sie je gesehen haben, denn sie lag nur in wenigen Exemplaren auf dünnem Schreibmaschinen-Durchschrittpapier vor. Ein Hauptziel dieser Arbeit war, zuverlässige paläographische Kriterien zur Datierung dieser Inschriften, die meistens keine explizite Datierung enthalten, zu entwickeln. Hierfür mußte er zunächst sicher datierbare Standardinschriften, wie er sie nannte, herausfinden, um dann anhand von Eigenheiten der Schriftentwicklung Datierungskriterien herauszuarbeiten und dann entsprechende Raster zu bilden. Dieser Ansatz war so naheliegend wie erfolgversprechend, doch chinesische Epigraphiker – von den wenigen westlichen ganz zu schweigen – hatten so

etwas nur ansatzweise-impressionistisch versucht, nie dermaßen systematisch. Die Ergebnisse von U.U. waren denn auch überzeugend, doch bei späteren Inschriftenstudien hat er diese Ergebnisse nur vorsichtig herangezogen. Je mehr solcher Inschriften bekannt wurden, desto größer wurden die Unwägbarkeiten dieses methodischen Ansatzes.

Seine Antrittsvorlesung vor einem ansehnlichen akademischen Publikum aus zahlreichen Fächern galt ausgewählten T'ang-Gedichten. Auch hierbei stellte er einen neuen methodischen Ansatz für deren formale Interpretation vor, den er erst lange danach veröffentlichen sollte – in der Festschrift für Günther Debon. Überhaupt, seine Begeisterung für diese T'ang-Dichtung hat seine Studenten immer neu angeregt, und beinahe alle sind ebenfalls zu Freunden chinesischer Dichtung geworden. Eine Eigenheit gehörte allerdings bei ihm zu diesem Interesse: Er las vor allem die wu-ch'üeh-Kurzgedichte, die aus vier Versen zu je fünf Zeichen bestehen. Das concetto-hafte dieser Form entzückte ihn – und er hatte in der angesehenen Rowohlt-Enzyklopädie die beiden Bände von Gustav René Hocke über den Manierismus in der europäischen Literatur und Kunst verschlungen. Nicht unumstritten waren diese Bände, doch sie öffneten neue Blickrichtungen und wurden folgenreich.

Nicht verschwiegen sein soll, daß dieser so ernsthafte junge Wissenschaftler zuzeiten auch ein Bruder Leichtfuß war. Wenn er zu den Lehrveranstaltungen in die Abteilung für Süd- und Ostasien kam, war erst einmal das eine oder andere Gläschen Steinhäger oder Dornkaat zur Begrüßung einzuschenken. Ein ganzes stattliches Bücherregal voll leerer Flaschen zeugte von solchen Erquickungen, als wir Freiburg verließen. Allmählich waren auch seine Autos größer geworden, und als er dann den schönen Fiat 1500 fuhr, wollte er mehreren Studenten auch einmal vorführen, wie leicht sich der auch auf zwei Rädern fortbewegen ließ. In späteren Jahren hätte er sich derlei nie verziehen, doch nur milde lächelte er zu solchen Erinnerungen.

Auf irgendeine Weise näherte sich die Promotion. U.U. hatte damals schon den Lehrstuhl in Münster eingenommen – noch als ein wirklich von der Fakultät Berufener. Das bald danach eingeführte Bewerbungsverfahren für Professuren hat er zeitlebens als unwürdig angesehen. Auch die Magisterexamen gab es damals noch nicht, und so konnte ich mich bereits mit 25 Jahren zum Rigorosum anmelden. Dieses war an drei aufeinanderfolgenden Tagen in den beiden Nebenfächern und dem Hauptfach zu absolvieren – in schwarzem Anzug mit silbergrauer Krawatte bei dem Kandidaten selbstverständlich. Am darauffolgenden Sonnabend erfuhren dann die Kandidaten vor den versammelten Ordinarien der Fakultät, die sich in Talar und mit Barett im Halbkreis aufgestellt hatten, das Ergebnis der Prüfungen und hatten, im Falle des Erfolges, den Doktoreid abzulegen.

Soweit war es bei mir noch nicht. Am Vorabend des Rigorosums im Fach Sinologie – ich prägte mir gerade noch mittelchinesische Lautungen ein – klingelte es gegen 21 Uhr an meiner kleinen Studentenwohnung. U.U., der aus Münster angereist war, stand vor der Tür und lud mich zu einem Glas Wein ein. Nahe lag das „Schnoogeloch“, hochdeutsch: Schnakenloch, ein ortstypisches Vorstadtlokal, das heute nicht mehr besteht. Ich weiß nicht mehr, worüber wir an diesem langen Abend sprachen, auch nicht mehr, wie das Rigorosum am nächsten Morgen, um 9 Uhr (!), verlief. Ich weiß nur noch, daß – Unger begann seine Prüfungen stets mit einem längeren Text, der zu übersetzen war – mir schon im ersten Satz das Wort tiao, „kondolieren“, unbekannt war. Das war zumindest peinlich, doch er muß das überspielt und den Rest der Stunde klug und behutsam gelenkt haben. Der beisitzende und protokollierende Professor war jedenfalls überaus angetan; wir zwei wohl weniger, doch nach dem Doktoreid am nächsten

Morgen tranken wir ein letztes Mal auf dem schönen Münsterplatz einen Kaffee und verzehrten anschließend eine letzte Bratwurst.

Ferne Zeiten waren das in vieler Hinsicht. Dazu gehörte auch, daß ich schon wenige Tage später, am 1. Juni 1967, in Münster sein Assistent war. Eine solche Anstellung erfolgte ohne viel bürokratischen Aufwand, aber auch wieder nicht ohne Förmlichkeiten. Nach kurzer Zeit lud der Kurator der Westfälischen Wilhelms-Universität, damals ein Freiherr von Fürstenberg, ein Nachkomme des Universitätsgründers, alle neuen Assistenten zur feierlichen Vereidigung ein – und registrierte durchaus mißfällig, wenn jemand dabei auf die religiöse Eidesformel verzichtete. Als ich U.U. einmal zaghaft nach dem Gehalt fragte, auf das ich hoffen dürfe, meinte er: „Na, so um 800 Mark netto.“ Ich dachte mir, unter tausend würde ich das nicht lange machen, aber dann lag schon die dringend benötigte Abschlagszahlung beträchtlich über dieser Grenze.

In Münster hatte U.U. sich zur Gewohnheit gemacht, jeden Tag ins Seminar zu kommen, das im zweiten Obergeschoß eines Geschäftshauses am schönen Prinzipalmarkt lag, mitten in der Stadt also. Ich konnte aus meinem Sieben-Quadratmeter-Zimmerchen mühelos auf die Stadtkirche St. Lamberti blicken, er von seinem professoralen Raum, mit Vorzimmer und zunächst einem Fräulein Monika Schulz als Sekretärin, auf den romanischen Dom. Erst jenseits des Domplatzes lag ein Kernbereich der Universität mit dem Fürstenberghaus. Das kleine Fließchen Aa schlängelte sich durch den Campus, und neben ihm verlief unter anderem ein schmaler Weg, der zur Überwasserkirche mit den Häusern der Domherren, die meistens auch Professoren der Universität waren, davor fürchten. Noch einmal weiter entfernt war die Univerwaltung mit dem Kurator an ihrer Spitze angesiedelt, im ehemals fürstbischöflichen Schloß.

Sinologie in solch einem Ambiente? Nun, die Stadt Münster und ihre Universität zeigten sich viel liberaler und weltoffener, als der erste Anschein befürchten ließ. U.U. entwickelte neue private Begeisterungen. Bald lernte er die Antiquitätengeschäfte Münsters kennen, an welchen es in Freiburg weitgehend gefehlt hatte. Bald konnte er Salon und Bibliothek seines ansehnlichen Wohnhauses am Rand von Münster unter anderem mit chinesischen Porzellanen schmücken. Natürlich hatte er einen Blick für Qualität bei solchen Streifzügen, aber damals gab es, zumindest in Münster, anscheinend keinen richtigen Markt dafür. Schönste mingzeitliche Blauweiß-Porzellane verlangten ihm nur wenige hundert Mark ab. Wenn nicht ein Porzellan, dann erstand er wohl auch eine Kamee oder eine Gemme als Geschenk für seine Frau. Er hat immer in seinem Leben gerne so einfach geschenkt, auch jenseits der Wissenschaft.

Bald widmete er sich einer nächsten Leidenschaft im Bereich der schönen Künste, betrieb aber auch die eigenen praktischen graphischen Arbeiten weiter. Nach seinen jahrelangen Studien der europäischen graphischen Künste schien ihm, daß die Stahlstiche des 19. Jahrhunderts von den Kunsthistorikern zu Unrecht wenig beachtet würden. In kurzer Zeit brachte er eine wahrlich erstaunliche Sammlung zusammen. Möglicherweise plante er, einmal einen kritischen Katalog aller deutschen Stahlstiche zusammenzustellen.

Das Ostasiatische Seminar Münster – eigentlich nur eine wenig sinnvoll umgebaute Wohnung – war äußerlich als eine Stätte akademischer Wissensvermittlung denkbar ungeeignet. Die noch kleine Bibliothek und der kleine Übungsraum mußten ohne Tageslicht auskommen. An den Übungsraum zumindest erinnerte sich viel später noch Wolfgang Kubin, der in ihm seine ersten Schritte in die Sinologie ging, genau. Die Bibliothek hatte U.U.s Vorgänger, Tilemann Grimm, der im Jahre 1962 den neugegründeten sinologischen Lehrstuhl besetzt hatte, nach seinen fachlichen Interessen ausgerichtet. Für die Ming-Zeit



(1369–1644) war er ein in Hamburg geprägter Spezialist geworden, dann hatte er sich den Entwicklungen des 20. Jahrhunderts, vor allem auch der Gegenwart zugewandt. Unger, der seine Fachrichtung jetzt entschieden als Klassische chinesische Altertumskunde definierte, mußte das Seminar für die Zwecke seiner Lehre und Forschung ebenso entschieden in andere Richtungen ausbauen. Das gelang auch einigermaßen schnell.

Die Gegenwarten – die chinesische und die hiesige – gingen desungeachtet nicht an ihm vorbei. Die berühmt-berüchtigte Generation der 68er mit ihren Protestbewegungen trat auf den Plan, und sie erfaßte auch die Wilhelms-Universität und deren Ostasiatisches Seminar, der „Prager Frühling“ brach an und wurde schandbar zunichte gemacht, die sogenannte neue Ostpolitik der Sozialdemokraten erregte die Gemüter, die ebenfalls schandbare Kriegsführung der USA in Vietnam brachte vor allem die jungen Menschen auf. Die Aufwühlungen jener Zeit, die bis in persönliche Bereiche wirkten, lassen sich heute nur schwer vermitteln.

An den Universitäten bedeutete das, daß jetzt Studenten – das Wort Studierende kannte damals noch niemand – und Assistenten vor allem von den Ordinarien Mitbestimmungsmöglichkeiten und -rechte verlangten. Das traf diese in ihrem Selbstverständnis tief. Nur eine aus einer Fülle von Erinnerungen: Als die Assistenten der Philosophischen Fakultät zu ihrer ersten Vollversammlung zusammentrafen, war der Dekan wie selbstverständlich zugegen, fühlte er sich diesen jungen Wissenschaftlern doch in einer väterlichen Rolle verbunden. Als diese Vollversammlung einen kurzzeitigen Streik beschloß, war er so tief getroffen, daß er am gleichen Abend eine lebensbedrohende Herzattacke erlitt.

Die Ministerialbürokratien, auch die für Münster zuständige, nutzten solches Aufbegehren für eine Umgestaltung der Universitäten. Die Ordinarien-Universität – mit ihrer noch echten Autonomie und ihrer öffentlichen Wirksamkeit – war Politikern und ihren Hochschulbeamten längst unbequem gewesen. Die Fakultäten wurden, neben tiefgehenden weiteren Umstrukturierungen, in Fachbereiche zersplittert, an deren Entscheidungsfindungen jetzt auch Assistenten, Studenten und Vertreter des nichtakademischen Personals teilhaben sollten. Die sogenannte Gruppenuniversität kam zur Welt, lebte aber recht und schlecht nur dreißig Jahre.

Ausgerechnet Unger – politisch wohl stets ein Konservativer, politischem Handeln ohnehin abhold und überdies in vieler Hinsicht Traditionen des 19. Jahrhunderts verbunden – wurde der erste Dekan des neuen Fachbereichs für Alte und außereuropäische Sprachen. In diesem drohten die damals sehr kleinen asienwissenschaftlichen Fächer durch die Übermacht der Latinisten, Gräzisten und Klassischen Archäologen erstickt zu werden. Da war, auch in den Verbindungen zu den übergeordneten Instanzen, politisches Handeln unerlässlich – und U.U. spielte, zu manches Erstaunen, gewandt auf diesem Klavier, obwohl er alle diese Umstrukturierungen und damit Verbundenes von Herzen verabscheute. Manchmal kam ihm im Hinblick auf seine Kollegen dabei auch zugute, daß er auf Lateinisch parlieren und das Altgriechische des Homer zumindest seitenweise auswendig rezitieren konnte.

Manche persönlichen Dissonanzen waren unter solchen äußeren Umständen unvermeidlich, doch die Sinologie kam darüber nie zu kurz. Seine anspruchsvolle Lehre für die Studenten, vor denen er, wenn die Diskussion das nahelegte, lange Sätze und Abschnitte aus der klassischen chinesischen Literatur einschließlich der mittelchinesischen oder altchinesischen Lautungen aus dem Kopf an die Tafel bringen konnte, kannte ich hinlänglich. Jetzt aber – als sein Assistent, als welchen er mich jedoch nie beanspruchte – erlebte ich eine neue Form der akademischen Lehre. Nachdem er den Tag im Institut zugebracht hatte, setzte er seine Forschungen am abendlichen Schreibtisch fort. Wenn er dann am nächsten

Morgen, auch an den Wochenenden – und meistens gegen elf Uhr – wieder ins Institut kam, führte ihn sein Weg meistens zunächst in mein Zimmerchen. Dann berichtete er über seine Einsichten und Erwägungen vom Vortag und -abend und erwartete meine Einwände, denn meine fachlichen Grundhaltungen unterschieden sich inzwischen von seinen. Wenn er wieder einmal den Problemen der Grammatik des Klassischen Chinesisch nachsann, dann konnte seine Eingangsfrage öfter lauten: „Wie übersetzen Sie“ – ein kurzer oder längerer deutscher Satz folgte – „ins Klassische?“

Meine Antworten fielen wohl eher unbefriedigend aus, doch welcher Reichtum an Belehungen war das! Das muß sich einer vorstellen: beinahe jeden Tag neue Fragen, Erwägungen oder gar schon Einsichten! Oft genug betrafen diese zentrale Probleme seiner „Alttertumskunde“, und nicht wenige von ihnen sind seither in der sinologischen Forschung noch nicht einmal angesprochen worden – zum Beispiel diejenige, welchen Überresten dieser und jener Art sich noch Eindrücke von chinesischem „Theater“ oder entsprechenden Aufführungen im Altertum abgewinnen ließen. Nicht selten dauerten diese Morgengespräche eine halbe Stunde und länger. Wie angedeutet: das war eine unvergleichliche akademische Lehre! – In jenen Jahren trafen sich sinologische Nachwuchswissenschaftler bei mehr als zwanzig Tagungen, um eine Neuorientierung des Sinologiestudiums, vor allem eine stärkere Orientierung an der Gegenwart zu fordern und zu fördern.

In diesen 1970er Jahren wandte U.U. sich hauptsächlich wieder den Inschriften der West-Chou zu. Ihm ging es dabei, wie zuvor, um halbwegs sichere Standards für Datierungen und die Identifizierung der in ihnen genannten Personen mit solchen, die aus der überlieferten Literatur bekannt waren. Wegen der Eigenheiten der altchinesischen Personennamen-Bildungen und der nicht sehr umfangreichen literarischen Überlieferung waren dazu komplizierte Überlegungen vorzunehmen. In diesen Morgengesprächen lernte ich jetzt ein weiteres Kennzeichen Unger'scher Forschungsmethodik kennen: Systematisch verfolgte er für größere Inschriftenkomplexe versuchsweise, aber systematisch hierfür geeignete Ansätze, um sie – meistens – wieder zu verwerfen oder ihnen weiter nachzugehen. Das war ein immer währendes Hin und Her, das selten eindeutige Ergebnisse erbrachte, doch zu immer neuen kleinen Schritten der Einsicht in diese ferne Welt der Bronzeinschriften führte. Niemand sonst hat wahrscheinlich auch genauer darüber nachgedacht, mit wie vielen Arten der Beziehung zwischen einer Inschrift und ihrem Träger, dem Bronzegefäß, schon bei deren Zusammenfügungen im Altertum zu rechnen ist.

Die Aufzeichnungen, die er darüber sorgsam niederschrieb, müssen einen Außenstehenden verwirren, und publiziert hat er nicht viel davon. Überhaupt war das schnelle Veröffentlichliche seine Sache nicht. Ein Grund hierfür war, daß er die Umstände und die praktischen Einzelheiten, die mit Veröffentlichungen in Fachzeitschriften verbunden waren, scheute. Ihm kam es auf die Erkenntnisse an, und solche Mühewaltungen hätten ihn vom Gewinn neuer Erkenntnis abgehalten. Schließlich fand er die ihm gemäße Form der Publikation mit den Hao-ku, „Liebe zum Altertum“, genannten Blättern. Knapp achtzig sind das im Laufe der Jahre geworden, wohl ausgearbeitete Aufsätze und Miszellen, die er ausgewählten Fachkollegen zusandte. Sie deuten am besten die Weite seiner Forschungen zu dieser Klassischen chinesischen Alttertumskunde an.

Als sich unsere gemeinsame Zeit in Münster dem Ende näherte, begeisterten die Textfunde in Gräbern des Alten China die sinologische Welt. Er begegnete dieser Begeisterung mit einiger Skepsis, denn er wußte, daß jetzt bald methodische Probleme ungeahnten Aus-

maßes aufkommen würden. Ich hingegen hielt öfter Lehrveranstaltungen ab, in denen ich diese Neufunde von Texten oder Manuskripten überlieferter Texte mit den Studenten las und diesen meine entsprechenden Interpretationen vortrug. Jetzt zeigte sich ein nächster Zug von U.U. akademischer Lehre: Er setzte sich in meine Seminare und hörte zu – und niemand wird bezweifeln, daß er mir danach weitere Anregungen zu vermitteln wußte, aus dem Augenblick erwachsen. Nie habe ich, was leicht verständlich gewesen wäre, solches Zuhören anders denn als Wißbegier verstanden – und wenn ich einmal sagte, ich sei schlecht vorbereitet, dann blieb er eben an seinem Schreibtisch.

Das war ein einzigartiger Strom von Kenntnissen, Einsichten und Erwägungen, der in diesem kleinen Seminar in Münster hin und her ging – der politisch und hochpolitisch brisanten Zeiten zum Trotz. Zeit für Zerstreungen und Ablenkungen war unerläßlich – und U.U. entdeckte für sich die Fotografie. Seiner Wesensart entsprechend, beließ er es auch hierbei nicht bei bloßem „Knipsen“, sondern entwickelte und bearbeitete seine Bilder bald im eigenen Labor, und seinen vielen Talenten gemäß gelangen ihm bereits nach wenigen Wochen herausragende Bilder, nach Themenwahl und Blickwinkel geurteilt.

In späteren Jahren richtete er diese Begeisterung vor allem auf eine Motivwelt aus: die Dokumentation des vergehenden Venedig. Als seltsam mag erscheinen, daß er sonst nicht viel reiste, schon gar nicht nach China. Dessen Gegenwart lockte ihn schon aus politischen Gründen nicht, und sein China war eben das China des Altertums, nicht eigentlich auch das ganze Alte China, sondern dessen literarische Hinterlassenschaften. Hätte es in China eine Stadt gegeben, die in ihrer Eigenart Venedig vergleichbar gewesen wäre, würde er diese alljährlich und wochenlang aufgenommen haben. Im Grunde hätte wohl Rom besser zu seinen Neigungen und Bildern gepaßt. Vielleicht bestimmten ihn die frühen Chinaverbindungen Venedigs zu dieser Vorliebe. Andererseits, an keinem Ort der Welt zeigt sich eine untergegangene Welt noch in der Gegenwart so strahlend wie in Venedig. Ähnliches prägte auch seine sinologischen Interessen, ganz verborgen, und wenn er schon einmal raunzte, man solle in Deutschland das Kaisertum neubeleben und den Konfuzianismus einführen, dann drückte das, scherzhaft, einen anderen Aspekt dieser Grundhaltungen aus.

Seit dem Jahre 1980, in welchem ich einem Ruf an das Seminar für Sprache und Kultur Chinas der Universität Hamburg folgte, sahen wir uns seltener. Wenn ich auf irgendwelchen Fahrten Richtung Süden durch Münster kam, suchte ich ihn jedoch meistens „zwischen zwei Zügen“ auf. Über dieses Vierteljahrhundert seither, das sein schon reiches Leben durch neuerliche Expeditionen in den Bereichen der Sinologie und der Kultur erneut bereichern sollte, mögen andere einmal erzählen. Einer amüsanten kleinen Begebenheit sei hier jedoch gedacht:

Ich hatte an abgelegener Stelle einen kleinen Aufsatz „Was der Meister so sprach“ veröffentlicht. Darin hatte ich dargelegt, daß bestimmte wiederkehrende Formulierungen und Formulierungstypen im *Lun-yü*, den „Gesprächen“ des „Meisters“ Konfuzius, sich auf ein Lehrgedicht zurückführen ließen, daß dieser entweder verfaßt oder aufgenommen hatte. Bald nach der „Wende“, es war wohl im Jahre 1991, lud Ralf Moritz, der seinerzeitige Leipziger Sinologe, zu einer Tagung ein, zu der er vor allem diejenigen Sinologen aus dem Westen bat, die mehr oder weniger mit der Leipziger Sinologie zu DDR-Zeiten verbunden waren beziehungsweise sich von dieser getrennt hatten. Ich kündigte ein Referat mit dem Titel „Was der Meister so sprach II“ an, in dem ich darlegen wollte, daß bestimmte ihm zugeschriebene Äußerungen ihm aus politischen Interessen lediglich in den Mund gelegt worden waren. Behutsam-besorgt erkundigte sich Ralf Moritz bei U.U., ob der dieses Thema vielleicht als Affront seiner Person

gegenüber verstehen würde. Wir haben beide herzlich darüber gelacht, uns aber auch über das Taktgefühl von Moritz gefreut.

In diesen Tagen, an denen ich diese Zeilen schreibe, kommt Leipzig mir öfter auf andere Weise in den Sinn. In den Zeiten der Ordinarien-Universität habe ich studiert, während der Periode der Gruppen- oder Gremien-Universität, deren reformerisch gedachte Entstehung ich begleitete, habe ich an dieser Universität gelehrt – und jetzt? Jetzt erlebe ich – zwar nur am Rande, doch deutlich genug – die neue „Leitungs-Universität“, die nach betriebswirtschaftlichen Kriterien und durch zentrale „Leitungs“-Instanzen gestaltet werden soll. Das hat schon jetzt Regelungen und Vorschriften, Reglementierungen und Beschränkungen hervorgebracht, die jeder Beschreibung spotten. Bis auf Stellen hinter dem Komma ausgerechnet, werden aufgrund weitgehend undurchsichtiger Kriterien Studienplätze den Studienfächern zugewiesen oder erlaubt. Die wöchentlichen und jährlichen Studierzeiten dieser jungen Leute werden nach anderen Berechnungsmustern ebenso genau festgelegt. Überdies werden alle Studienschritte bis zum Examen minutiös dokumentiert, auch alle Seiten aufbewahrt, die während eines solchen Studiums geschrieben wurden. Viel mehr Unverträgliches kommt hinzu.

Ein akademischer Lehrer wie Ulrich Unger hätte in einem solchen System der verwalteten Studien, das immer neue Verwaltungsinstitutionen gebiert, wohl keinen Platz gehabt. Der Staatsdirigismus der DDR, den er erlebte und verabscheute, war nichts im Vergleich mit der Regelungsbegierde dieser „Leitungen“, die ihre Universitäten denn auch dahin bringen wollen, daß diese „gut aufgestellt“ seien, in Reih und Glied nämlich. Nicht überraschend: Solche Systeme haben allemal auch ihre Leitbegriffe, die in ihrer allfälligen Wiederholung dann bald lachhaft werden. In der DDR war ein solcher Begriff das „Weltniveau“, das dieser erbärmliche Staat vorgeblich immer neu errang; an den gegenwärtigen Universitäten ist das eine allgemeine „Exzellenz“, die dann „Exzellenz-Cluster“ und entsprechende Zentren ausbildet.

Hierüber ließe sich viel räsionieren, doch ein oft vernachlässigter Punkt sei hier, ganz schnöde, angesprochen: Im deutschen Kaiserreich ließen sich viele Professoren vierspännig in der Kutsche fahren, und sie residierten in Villen, die zwischen zehn und zwanzig Räume umfaßten. Die Ordinarien-Universität der noch jungen und keineswegs schon reichen Bundesrepublik Deutschland gewährte ihren Trägern immer noch ansehnliche Bezüge und Pensionen. In den Zeiten der Gruppenuniversität wurden beide Vergütungen anfangs stattlich und dann nach und nach geringfügig verringert. Jetzt, in den Anfängen der Leitungs-Universität, ist das abermals geschehen, und zwar drastisch – und Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler können von den ihnen zgedachten Bezügen kaum ihren Lebensunterhalt bestreiten. „Exzellenz“ und „Weltniveau“? U.U. hätte geflucht, die Universitäten seien stattdessen „auf den Hund gekommen“.

Er hätte lieber weiter über Anlaut-Cluster bei den Rekonstruktionen des Altchinesischen geforscht, und er hätte über die charakterliche Stärke und das forschende Eros, auch über die lehrende Begeisterung, verfügt, um solchen Neuerungen im eigenen kleinen Bereich zu begegnen. Von den vielen tausend Blättern seiner gelehrten Ausarbeitungen, deren Veröffentlichung ihm nicht mehr gelang, werden noch in diesem Jahr die ersten zum Druck befördert werden. Solche Erwidrerung auf in seinen Augen gewiß desaströse Neuerungen wird ihm bei jenen fernen „Gelben Quellen“, dem Totenreich aller Alten Chinesen, gefallen.

Hans Stumpfheldt (Hamburg)